

Liebe Gemeinde!

Wir leben in einem freien Land mit allen nur denkbaren Möglichkeiten und trotzdem ist unser Leben von vielen unsichtbaren Grenzen durchzogen. Wir zählen bestimmte Personen zu unserer Familie, unseren Nachbarn, unseren Freunden und Kollegen, andere nicht. Die Sinus-Milieu-Theorie¹ etwa fasst unsere Gesellschaft in 10 verschiedene Milieus gleichgesinnter Gruppen zusammen, die sich hinsichtlich ihrer sozialen Lage, ihre Werte und Lebensstile stark ähneln. Nach dieser Theorie gibt es nur zwischen benachbarten Milieus Gemeinsamkeiten und Austausch. Die meisten Menschen verharren demnach lebenslang in einem bestimmten Milieu. Weniger theorielastig gesagt: Wir spüren an vielen Stellen eine Spaltung und Polarisierung unserer Gesellschaft. Da tun sich Gräben auf zwischen vegan Lebenden und Grillfleisch-Begeisterten, zwischen Anhängern der Naturheilkunde und klassischer Schulmedizin, zwischen SUV- und Lastenradfahrern. Aber das sind nur die eingängigen Klischees. Das Ganze kann persönliche Formen annehmen, wenn dem anderen seine Andersheit nicht mehr zuerkannt wird. Dann werden Menschen in Schubkästen gepackt. Schubkasten auf, Mensch ein, Schubkasten zu. Und damit ist Stillstand angesagt.

So etwas gab es auch schon zu biblischen Zeiten. Bestimmte Menschen bekommen ein Etikett angeheftet und das werden sie nie wieder los. Das Etikett heißt z.B. Zöllner, Sünder, Aussätziger, Behinderter. So eine Geschichte hören wir heute als Predigttext:

Und als Jesus von dort wegging, sah er einen Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus; und er sprach zu ihm: **Folge mir!** Und er stand auf und folgte ihm. Und es begab sich, als er zu Tisch saß im Hause, siehe, da kamen viele Zöllner und Sünder und saßen zu Tisch mit Jesus und seinen Jüngern. Als das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu seinen Jüngern: **Warum ißt euer Meister mit den Zöllnern und Sündern?** Als das Jesus hörte, sprach er: Die **Starken bedürfen des Arztes nicht**, sondern die **Kranken**. Geht aber hin und lernt, was das heißt (Hosea 6,6): »Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.« Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten.

Die Zöllnern zurzeit Jesu gehörten zu den bestgehaßtesten Leuten im Volk. Sie waren keine Staatsbeamte wie heute, die an viele Gesetze und Vorschriften gebunden, den Warenverkehr über die Außengrenzen kontrollieren, im Landesinneren gegen Schwarzarbeit und illegale Beschäftigung vorgehen oder gegen den Schmuggel von Drogen, Zigaretten oder geschützten Tieren.

Damals zur Zeit Jesu war das anders. Die staatlichen Kopf- und Grundsteuern wurden durch Beamte erhoben. Aber Grenz- und Marktzölle wurden an den Meistbietenden verpachtet. Da ein solcher Zolleinnehmer nie im Voraus wusste, ob er die Jahrespacht auch zusammenbekommen würde, war es unter ihnen wohl übliche Praxis, lieber gleich etwas mehr zu verlangen. Ihr Geschäftsgebaren war nicht so recht zu durchschauen, so daß die Zöllner als notorische Halsabschneider und Betrüger galten, denen bürgerliche Ehrenrechte ohnehin versperrt waren. Mit ihnen hatte ein Jude, der etwas auf sich hielt, nichts gemein. Die Zöllner kollaborierten mit den Römern, den Ungläubigen, den Heiden, also den Feinden Jahwes und Israels. Damit waren sie nach den Gesetzen Gottes unrein, und zwar nicht aus Versehen oder durch die Ungunst der Verhältnisse, sondern mit vollem Willen und aus kalter Berechnung. Damit hatten sie sich alles Verständnis verscherzt. Wer sich auf anderer Kosten bereichert, der braucht nicht mit Verständnis rechnen.

So einen „sicht“ Jesus. Er sieht ihn nicht nur so zufällig, wie sich bei uns allen, wenn wir durch die Stadt gehen, Menschen und Gegenstände zwangsläufig auf der Netzhaut unseres Auges abbilden, sondern Jesus sieht tiefer.

¹ <https://www.sinus-institut.de/>

Er sieht etwas in diesem Menschen. In ihm sieht er nicht den Kollaborateur mit den Heiden, nicht den aus dem Gottesvolk Ausgestoßenen, jedenfalls nicht in erster Linie, sondern *den Menschen*; einen Menschen, der seine Geschichte mit sich trägt, einen Menschen aus Fleisch und Blut mit seinen Sorgen und Freuden, der einen Namen hat, Matthäus, seine Unverwechselbarkeit, seine Individualität.

Jesus sieht ihn, und nicht nur das, er sieht ihn an und spricht zu ihm. Blickkontakt statt verächtliches Wegdrehen des Kopfes; Kontaktaufnahme statt Zurückweisung; Ansprache statt Ausspucken – Jesus durchbricht die althergebrachte Ordnung, in der der Sünder und der Gerechte ihren unverrückbaren Platz haben. Darin verhält sich bisher jeder so, dass das Ganze stabil bleibt. Der Sünder hat keine Chance, aus seinem Sumpf herauszukommen. Und der Gerechte hat keine Chance, aus seinem betonummauerten Weltbild herauszufinden. Jesus dagegen geht auf den Sünder zu.

„Folge mir“, spricht Jesus zu ihm. Nicht „Besser dich!“, nicht „Bekenne erst mal deine Sünden“, oder „Kannst du nicht mal eine Therapie machen?“, nein, schlicht und ergreifend „Folge mir“. Ausgerechnet zu so einem!

Und diese zwei Worte haben, Folgen. Du sollst zu mir gehören, sagt Jesus. Gott will dich, so wie du jetzt bist. Das heißt nicht, dass aus dir nicht ein anderer werden kann. Aber du musst nicht erst eine Aufnahmeprüfung machen, musst nicht erst aus eigener Kraft deine Sünde ablegen, musst keine Vorbedingungen erfüllen. Komm, wie du bist. *Merke*: Es gibt keine Vorgeschichte eines Menschen, und sei sie auch noch so schuldverstrickt, noch so abgründig, noch so abscheulich, dass sie nicht durch Jesus Christus eine neue, überraschende Wendung zum Besseren nehmen könnte.

Nun: Wir kennen die Geschichte, daher überrascht sie uns nicht mehr, wenn es nun vom Zöllner in äußerster Kürze heißt: „Und er stand auf.“ Keine Verzögerung, keine Bedenkzeit, kein Überlegen. „Und er stand auf.“ Wir erfahren keine weiteren Einzelheiten: Hat dieser Matthäus nun einfach sein Zollhaus zugeschlossen, seinen Arbeitsplatz sozusagen einfach verlassen? Hat er Familie gehabt, von der er sich verabschieden musste? Und in welchem Haus hat das anschließende Gastmahl stattgefunden? Im Haus des Matthäus? Im Haus Jesu, der ja doch in Kapernaum lebte? Wo kamen die anderen Zöllner her – waren das Arbeitskollegen dieses Matthäus? – Das alles erfahren wir nicht.

Nur dies: Die ganze Geschichte bewirkt eine ungeheure Empörung! Das ist in den Augen der Anständigen, der Frommen, der Gesetzestreuen ein Skandal und eine ungeheuerliche Provokation, wie sich der Rabbi Jesus benimmt. Der das im Übrigen offenbar auch noch von seinen Jüngern verlangt. Das ist, wie man heutzutage auf Neu-hochdeutsch sagt, ein absolutes No-go: die Tischgemeinschaft mit religiös und gesellschaftlich diffamierten Leuten, die einer unmoralischen Tätigkeit nachgehen, die einen unsittlichen Lebenswandel führen und das Gesetz des Mose nicht respektieren.

Es ist sicher kein Zufall, dass der neue Jünger Matthäus nicht alleine blieb mit dem, der ihn zu sich gerufen hatte. Auch andere hatten längst mitbekommen, was sich da an Neuem, an unerhört Neuem getan hatte. Und sie spürten förmlich diesen frischen Wind, fühlten sich zu dem Mann aus Nazareth hingezogen, der auch keine Bedingungen stellt. „Siehe, da kamen viele Zöllner und Sünder und saßen zu Tische mit Jesus und seinen Jüngern.“ Sie, die so lange draußen vor waren, mit denen sich keiner gemein machen wollte, sie merkten ganz intuitiv: Da ist einer, vor dem jeder zählt. Dem ist – ohne Unterschied – jedermann gleich wichtig.

Von den ehrlich und wirklich Frommen kritisiert, antwortet Jesus: **Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken** Klingt logisch und einleuchtend. Natürlich, wenn ich gesund bin, dann brauche ich auch nicht zum Arzt. Manches an dieser Antwort irritiert oder ärgert nicht nur damals auch heute. Zum einen: Verfällt Jesus da nicht genauso ins Schubladendenken wie seine Gegner, die ihre Urteile über andere eben schon fertig haben? Zum anderen: Muß es mir erst richtig schlecht gehen, damit ich Jesus und seine Botschaft begreife und für mein Leben erschließen kann? – Beides ist wohl nicht gemeint!

Vielmehr macht Jesus deutlich, wo sein Platz und der Platz derer ist, die von seiner Botschaft her leben: Bei den Kranken, bei den Schwachen. Da geht es im Vordergrund nicht um Krankenheilung

und Diakonie, so wichtig und unverzichtbar diese aus sind sozusagen institutionelle Form der Nächstenliebe ist. Es ist schon deutlich, was Jesus mit den Kranken meint, diejenigen, die vom Leben in ganz verschiedener Weise angeschlagen worden und aus der Bahn geworfen worden sind. Bei Ihnen ist sein Platz.

Wo ist unser Platz als Kirche und wer kommt zu uns? Es steht uns nicht schlecht zu Gesicht, wenn sich bei uns gerade auch Menschen einfinden, die etwas in ihrem Leben suchen und die schon an verschiedensten Stellen im Leben durchgerutscht sind. Wenn Jesus dort seinen Platz gesehen hat, dann wissen wir, wo unser Platz als Kirche ist. Es gibt manche Dinge in unserer Gesellschaft, da sind wir als Kirche abkömmlich. Wo wir nicht abkömmlich sind, die Schwächsten der Schwachen.

Wo ist unser Platz als Kirche und wer kommt zu uns? Es ist nicht das schlechteste Zeichen, wenn sich in unseren Gemeinden und in ihrem Umfeld gerade auch die Menschen finden, die aus ganz verschiedenen Gründen auf der Schattenseite des Lebens gelandet sind und die zugleich deutlich signalisieren: Hier bin ich als Mensch geachtet und hier finde ich etwas für mein Leben, was mir Halt und Hoffnung gibt. Das heißt nicht, dass wir den anderen die Tür weisen. Wir sollten uns nicht darüber wundern, wenn gerade die, die es aus der Bahn geworfen hat, die irgendwie am Ran gelandet sind, bei uns anklopfen. So lange sie das noch tun, ist das ein gutes Zeichen.

Um hier zu begegnen und zu helfen sind nicht unbedingt ausgefeilte Organisationen nötig. Natürlich wissen wir die Arbeit der Wohlfahrtsverbände und unter ihnen Caritas und Diakonie und ihre professionelle Arbeit (Schulden-, Sucht-, Ehe- und Familienberatung nur als Beispiel, Arbeit mit Behinderten, Betreuung von Kindern Jugendlichen und Senioren) zu schätzen. Diakonie als Sozialarbeit der Kirche

Manchmal reicht es vielleicht schon, das wir die Grenzen im eigenen Kopf überwinden, Gerüchte und Gerede hinter uns lassen, uns auf den anderen Menschen einlassen, wenn ich den Eindruck habe: Das ist jemand, bei dem sollte ich wenigstens einmal nachfragen, wie es ihm geht, meine Hilfe anbieten. Ablehnen kann er es immer noch.

Wieviele Menschen warten auch einfach nur darauf, einmal wahrgenommen zu werden, weil sie meinen: Es geht immer nur um die Großen und die großen Themen. Grenzen überwinden – beginnt im Kopf und im Herz.

Wieviele sichtbare und unsichtbare Grenzen gibt es in unseren Dörfern und Städten, auf den Schulhöfen und in den Betrieben. Manchmal ist es gar nicht mehr bewusste Ausgrenzung, sondern auch nur die Sorge um die eigenen Belange, die zu unseren Grenzen werden.

Wir gestalten und verwalten hier das Leben der Kirche und nicht das Reich Gottes. Es wäre gut, wenn wir nach wie vor eine offene Kirche sind mit offenen Häusern und offenen Herzen und wenn bei uns die Schwellen sehr niedrig oder überhaupt nicht zu spüren sind.

» **Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.**« Jesus ist in der Zeit seiner Wirksamkeit nicht müde geworden, Menschen aus einer formalisierten Frömmigkeit herauszuholen. „Betreibt keine Frömmigkeit wegen der Leute oder der Ordnung wegen, sondern tut nur das, wo ihr mit ganzem Herzen dabei seid.“ Und laßt auch euch selbst gegenüber die Barmherzigkeit Gottes zu.

Unsere vornehmste Aufgabe ist nicht, den Wert- und Weltanschauungskonzern „Kirche“ effizienztechnisch und ökonomisch auf Bestniveau zu bringen (oder zu halten), womöglich kostenneutral zu wirtschaften und möglichst keine Schulden zu machen, sondern Barmherzigkeit – sprich Warmherzigkeit zu leben.

„Seht, wie sie einander lieben.“ Das sollen Außenstehende laut Kirchenvater Tertullian² über die frühen Christengemeinden gesagt haben. Denn sie haben wahrgenommen, dass starre und starke soziale Grenzen zwischen Sklaven und Freien, Männern und Frauen, Menschen unterschiedlichster

² Vide, inquit, ut invicem se diligunt: Tertullian, in: Apologeticum 39, um 200)

Herkunft bei den Christen plötzlich keine Rolle mehr spielen und sie gemeinsam an einem Tisch sitzen.

Deshalb können wir uns nur gegenseitig dazu ermutigen, über unsere eigenen Grenzen nachzudenken, die unser Leben bestimmen und von denen wir vielleicht manche endgültig hinter uns lassen möchten. Es geht nicht gleich darum, unser unser ganzes bisheriges Leben hinter uns zu lassen. Das wäre überfordernd. Deshalb: Lassen wir uns nicht von den sichtbaren oder unsichtbaren Grenzen leiten, sondern lassen wir unser Herz sprechen. Gehen wir einen der vielen kleinen Schritte, die wir gehen können, um anderen Menschen Aufmerksamkeit, Verständnis und – wenn nötig – auch konkrete Hilfe zu schenken, um aus dieser Welt eine besser Welt zu machen. Amen.

Fürbittgebet³

- Pfarrer: Ewiger Gott,
 schrankenlos ist deine Macht,
 unerschöpflich deine Güte,
 unauslöschlich deine Liebe.
 Du kennst keine Grenzen.
 Ich schon.
 Ich bin nicht du.
 Ich bin ein Mensch, dem Grenzen gesetzt sind.
 Ich spüre die Grenzen meiner Energie:
 Ich kann nicht ohne Unterbrechung etwas leisten.
 Ich weiß um die Begrenztheit meines Lebens,
 auch wenn ich es oft verdränge.
 Ich spüre die Begrenztheit meiner Fähigkeit zu lieben.
 Ich bringe nicht für alle und alles Verständnis auf,
 mein Geduldsfaden ist nicht endlos strapazierfähig.
 Hilf mir, mich selbst mit meinen Grenzen anzunehmen.
 Und wo du mir die Kraft geben willst,
 über mich selbst hinauszuwachsen,
 da zeige es mir deutlich.
- Lektor: Grenzenloser Gott,
 du schaust von oben auf die Trennstriche,
 mit denen Menschen deine Welt durchziehen.
 Du schüttelst den Kopf
 über bewachte Grenzposten, Mauern und Zäune,
 mit denen Länder sich abriegeln wie Festungen.
 Du weinst über die Kategorien,
 in die wir deine Schöpfung einteilen,
 wenn wir Menschen unterschiedliche Würde
 je nach Herkunft, sozialem Status oder Alter zusprechen.
 Du wunderst dich über die Enge
 in unseren Herzen und Köpfen,
 du trauerst über die Möglichkeiten,
 die wir damit verspielen,
 über die Weite, die verloren geht.
- Pfarrer: Schrankenloser Gott,
 dein Heil ist aller Welt verheißen,
 dein Herz schlägt für den gesamten Kosmos.
 Durchbrich unsere Grenzen
 und vereine uns alle
 in der Suche nach dir,
 im Wagnis des Friedens,
 im Streben nach Gerechtigkeit.

³ Holger Pyka in: Worte finden – Neue Gebete für Gottesdienst und Alltag, Neukirchen-Vlyun, Neukirchener Verlagsgesellschaft bmH, 2021 S. 115f